

FERGEN AM PLATTENSEE

VON GYULA KRUDY

Wer ein lebendig gewordenes biblisches Bild sehen will, fahre einmal mit der Fähre zwischen Zamárdi und Szántód über den Plattensee. Dieselben Männer, die schon Christus über das Meer gefahren hatten und deren Antlitz auf den Gewölben alter Kirchen im Dämmerlicht zu sehen ist, treiben das Schiff mit den Rudern. Der Ruderer, der in sein Tun vertiefte, in ihm scheinbar ganz aufgehende Mensch, bleibt sich immer gleich: sei es auf der Fähre von Szántód oder in der biblischen Weite von Jahrtausenden. Die ermüdende körperliche Arbeit bringt das menschliche Antlitz dem Erlöser nahe: Glanz und Schein vom Jenseits schwebt über diesen Gesichtern; die Seele, die den todmüden Körper zu verlassen scheint, sitzt — als wollte sie entfliehen — in den Augen dieser Menschen. Seit langem sah ich nicht so schöne Menschen, wie die Fergen am Plattensee.

Uralt ist der schwermütige Rhythmus dieser Arbeit: das Rudern blieb Jahrtausende hindurch gleich. Sechs Burschen, die die schwere Fähre treiben, sitzen paarweise neben einander. Bevor sie an den langen, schweren Rudern ziehen, erheben sie sich von den Brettern, auf denen sie sitzen, werfen sich im gleichen Augenblick zurück und ziehen dann die Stange. Sie beugen sich vor und wieder zurück, als ob sie ein einziger Körper, ein einziger Muskel wären. Hier gibt es kein Zögern und Zaudern, es gibt keinen Augenblick Ruhe, kein einziger Schweißstropfen darf dabei erspart bleiben. Dieses althergebrachte, uralte Hin- und Herwiegen der menschlichen Körper, das Anspannen und Entspannen von Sehnen und Muskeln, diese sonderbare menschliche Arbeit des Ruderns auf der Fähre gleicht einem übermenschlichen Tanz. Von dem Augenblick an, da die Ruder ins Wasser getaucht werden, gibt es kein Stillhalten mehr; unaufhörlich wiegen sich die menschlichen Körper hin und her, alle Körperteile, Arme und Beine beginnen ein Leben für sich, vor allem die Köpfe, die sich vor Erschöpfung langsam zur Seite neigen. In der Körperbewegung der Ruderer sind Spuren der modernen Linienkunst des Kubismus und Naturalismus. Es scheint, als würden sich die Körperteile der Ruderer durch die Bewegung von einander lösen. In einem Augenblick sehen wir nur die nach rückwärts gedrückten Arme, hinter denen die Gestalten verschwinden. Als würden die übrigen Teile des Körpers vergehen, in Luft zerfließen, unsichtbar werden. Wir sehen nur zwölf Arme auf den sechs Rudern. Im nächsten Augenblick zerfließen und verschwinden diese, und an ihre Stelle treten die Leiber, die sich für einen Augenblick in den Bug des Schiffes hinüberwiegen, wie vorbeiziehende Schauspieler auf einer Bühne. Schliesslich bleiben nur mehr die

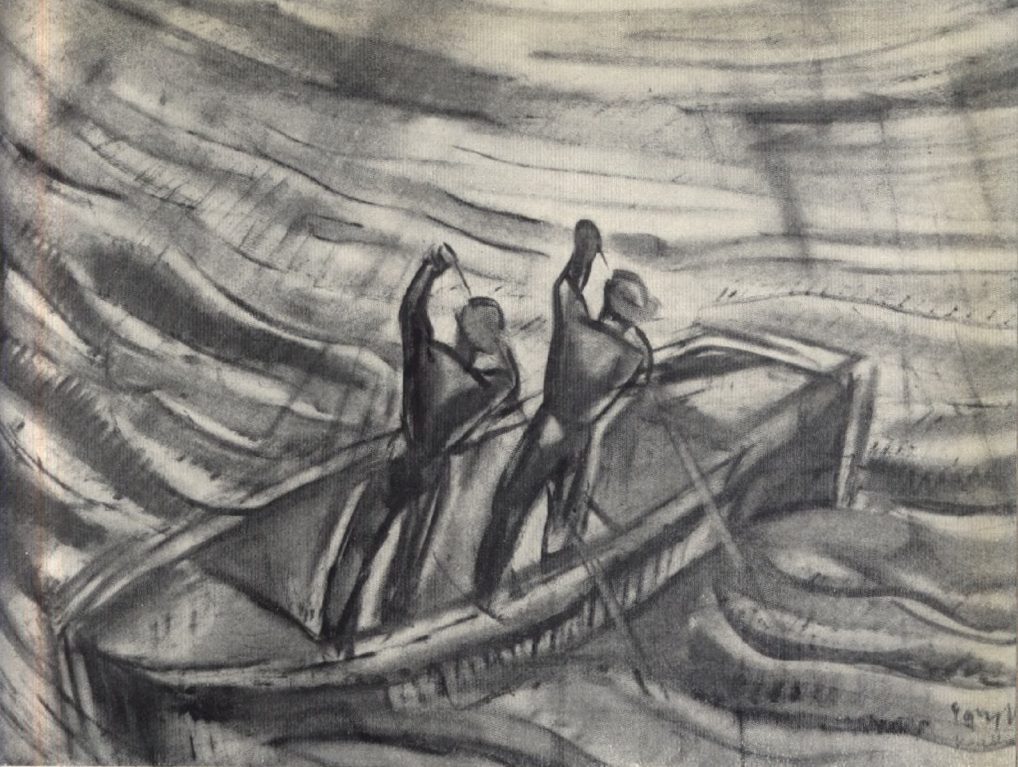
Köpfe auf ihrem Platz. Diese selbstvergessenen, unverhüllten Gesichter, ohne Schminke, in Farben und Glanz den Köpfen der Heiligen ähnlich, die wir einst in alten Kirchen sahen. Unbeschreiblich ist die Veränderung, die mit diesen rudernden Burschen vor sich geht, bis sie die Fähre bis zur Mitte des Sees bringen. Aus den sturmgepeitschten, wetterharten Gesichtern schwindet jeder Zug irdischer Rauheit und Derbheit: im Abenddämmerchein leuchten die erhitzten Gesichter, Adel umgibt die Stirnen, inneres Feuer lodert in den Augen. Der Jüngling dort ist der jugendliche Johannes, der Offenbarungen hat. Dieser hier auf der ersten Bank in zerissener Uniform gleicht dem heiligen Johannes von Nepomuk, dessen Standbilder wir so oft hoch über Wassern oder an Brückenpfeilern stehen sahen. Alle, die hier auf dem grollenden Wasser, unter dem grauen Himmel, hinter dem dunklen Berg das Schiff immerfort rudernd vorwärts treiben, blicken sich gegenseitig niemals an, weil jeder dasselbe tut, was der andere: ihr Blick ist den nebelhaften Bildern der Ferne zugewandt. Was sehen sie wohl dort, diese feuchten, freudlosen, traurigen Augen? Auf — ab, auf — ab! So geht die Arbeit unausgesetzt fort, fast auf Leben und Tod, in der Mitte des grossen Wassers, weit vom Widerhall der Berge, von den Liedern des Tales, von dem bunten Getriebe des Erdenlebens. Auf — ab, auf — ab! Endlos scheint das grosse Wasser, unwandelbar und immer gleich die Wogen, die die mit jedem Ruderschlag herannahende Galeere in unendlichem Gleichmut auf sich nehmen. Auch der Wind singt immer dieselbe Melodie, als wüsste er nur dieses eine Lied; kein Fisch hebt den Kopf aus dem Wasser, um spielend dem Ruderschlag zu folgen. Düster ist der Himmel, düster das Wasser, hoffnungslos das Gestirn, das durch den Wolkenvorhang herabblickt, regungslos das steinige Gestade, verheissungslos der Morgen, der dem bald einbrechenden Abend folgt. Fremd ist das ins Dunkel gehüllte Ufer, auf dem nur der Wind daheim ist. Die Männer kennen nur das Wasser, das sie Tag für Tag schweigend empfängt, ohne ihnen auch nur ein einzigesmal gesagt zu haben, dass es sie liebt, ohne sie zu umarmen, zu lieb-kosen, obwohl sie immer mit ihm und auf ihm sind. Das grosse Wasser duldet sie bloss; es trägt ihr dunkles Schiff mit den Rudern, trägt die von weiter kommenden, weithin gehenden Reisenden, mit fremden Schollen auf dem Schuhwerk. Sobald sie gelandet haben, werden sie die Ruderer vergessen, die hier in der Mitte des Sees mit dem Einsatz all ihrer Kräfte für sie arbeiten. Kein einzigesmal werden sie sich vom Ufer wenden, um zurückzublicken; für sie versinkt diese Stunde gleich einem grauen Sandkorn in der Ewigkeit, ihrer Seele entswindet die Erinnerung, wie eine ferne Wolke am Horizont, der Wind weht dahin wie ein Traum, und von dem durch unausgesetzte schwere Arbeit veredelten Antlitz der Fergen bleibt ebenso nichts in ihrer Erinnerung zurück, wie vom Schein eines auf-flammenden Zünders in der Finsternis.

Auf — ab, auf — ab ziehen die Burschen die Ruder. Immer richtet der Steuermann das Steuer genau auf die Mitte der heraneilenden Woge, denn

der Bug des Schiffes muss die Welle immer entzwei schneiden, um das Ziel auf kürzestem Wege zu erreichen. Die Pferde der Wagen stehen in erschrocken-ersonnenloser Regungslosigkeit, unbeständig irrt der Blick der Reisenden dem unbekanntem Ufer entgegen, der Wind macht sich wieder auf, als seien mit dem einbrechenden Abend seine Gesellen munter geworden. Es scheint, als stiegen die Wagen mit weisschäumenden Rachen aus den Tiefen, leichten Fusses eilt die Abenddämmerung über die herannahenden Berge. Nach und nach verschwinden die bisher weiss leuchtenden Häuschen am Ufer in der Dunkelheit, ein Wildentenpaar zieht über den See seinem Nachtquartier zu, ein grosser Vogel fliegt in tragem Flug vorbei, als wäre er seines Lebens überdrüssig, die Vorboten der Abendstille eilen in allen Richtungen, nur die Ruderer arbeiten bis zur völligen Erschöpfung, bis zur Sehnenerschläffung, den Blick gegen Himmel gerichtet; sie sehen weder Wasser noch Erde, fühlen die Nähe des Ufers nicht, auf — ab, immer wieder auf und ab, als Sinnbild der ewigen Bewegung, die niemals stille steht, der nie versiegenden Quelle des menschlichen Schweißes, des ewig über ihnen kreisenden Traumes, der nie geträumt wird, als Melodie der Arbeit, die ewig tönt, mit Ruderschlägen, die ins Jenseits hinüberreichen... Bis die scharfe Stimme des Reeders „halt!“ ruft.

Ächzend und stöhnend halten die ewigen Ruder, als ob das Antlitz der Ruderer aus weiter Ferne in die Gegenwart zurückkehrte; die erschöpften Augen sehen wieder, gleich dem aus dem Wasser auftauchenden Ertrinkenden ringen die Fergen um Atem, schlaff hängen die ermüdeten Arme. Das schwere, dunkle Fahrzeug läuft ans Ufer und nimmt seinen Platz flink und behend gleich einer Tänzerin in der Fahrrichtung ein.

Noch zittert und bebt das Schiff, doch schon rattern die Pferde mit lautem Gerassel den leichten Wagen ziehend von der gefahrvollen Stätte, der Reeder nimmt das Fahrgeld vom Schusterjungen, der beim Ziehen der Fähre nicht mitgeholfen hatte. Regungslos bleiben die Ruderer auf ihren Plätzen, als ob sie den Schauplatz ihrer mühevollen Arbeit nicht verlassen könnten. Die sehnigen Arme ruhen jetzt; rauhe, schwarze Hände haften zitternd am Brückengeländer, die muskeligen Körper knicken schmerzvoll zusammen, die Köpfe auf den steif gewordenen Nacken sinken ermattet auf die Brust, die Schnurrbärte hängen traurig herab, die Augen starren bewegungslos auf das Wasser: erschreckend ist die Stille, die Regungslosigkeit nach der harten, muskelspannenden, sehnenstraffenden, mühsamen Arbeit. Rudern und Fahren: das ist das Leben, nicht das Stehen an einer Stelle, an steinigem, altem Ufer! Gleich einem Wildvogel in den Wind stürmen, sich in die Wellen stürzen, in den unheildrohenden See, das ist Freude, das ist Kraft des Lebens, nicht das müssige Sitzen auf Holzbänken! Reisen und fliegen, den Mantelsaum des Abends noch erhaschen können, oder das auf den Wellen schwimmende, letzte Gold der Sonne... Herz und Lunge erproben, mit dem widerstrebenden Wasser ringen, gegen den Wind kämpfen und siegen, ringen, kämpfen und siegen... Das ist das Leben



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

PLATTENSEELANDSCHAFTEN VON JOSEF EGRY

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

und nicht das Stillsitzen im sicheren Hafen. Aus den Aposteln wurden einfache, arme Arbeiter...

Dem biblischen Bild folgt die schmutzige Landstrasse des Alltags... Statt des Wellenrauschens begleitet nun unsere Gedanken das einförmige Rattern der Räder. Bei der Strassenbiegung schlägt uns der Regen wie ein lauernder Landstreicher in den Nacken. Tief unten am See ruht die Fähre, einem Toten gleich. Statt der Apostel stehen müde Burschen am Ufer. Ächzend klettert der Wind den steilen Berghang empor. Als wäre das mühselige, glückliche, zielsichere Leben dort unten am Wasser geblieben, bei den schlichten, wortkargen, anspruchslosen Fergen, die nicht viel mehr vom Leben wissen, als die Fischlein im Wasser. Der jugendliche Apostel Johannes, der Junge in zerissener Uniform und alle die anderen, die während der Fahrt, für eine Stunde überirdisch schön und edel waren, bleiben hinter uns in der Finsternis zurück. Die biblische Stille, das beruhigende Ringen und Wiegen der Ruder, das vertraut gewordene Knirschen der Barke wird durch das Leben der Landstrasse abgelöst: Kummer und Schmerz, diese pfeifenden Wanderburschen klettern schon bei der ersten menschlichen Behausung auf unseren Wagen, um Reisegefährten zu bleiben auf unserer Wanderung durch das Leben.

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár